

11] Helge Bendels Luftschlösser.

Ein Chicago-Roman von Henning Berger.

Forsman war es, der von neuem von der Stadt „drüben“ zu sprechen anfang.

— Feppsbrown war doch recht schön, sagte er.

Und damit waren sie mitten in einem Thema, bei dem ein Wort das andere gab. Sie bauten wie aus einem Spielzeugkasten, und jedes Stück, das hinzugefügt ward, verschönte die Erinnerungsmosaik. Eine Traumstadt in einem Traumland wuchs empor vor den Auswanderern. Da kam eine schwankende Gestalt auf ihren Tisch zu. Es war ein kleiner, unterkletter, forpulerter Mann mit rotgefleckten Waden und grauen Haarsträhnen unter dem fettigen Filzhut. Er hatte eine runde Brille über runden, gutmütigen Schweinsaugen, einen Bocksbart und Rattenzähne, aber ein freundliches Spielmannslächeln auf den Lippen. Er hätte ein schwedischer Hans Sachs sein können oder ein gewöhnlicher Holzschuhmacher, ein Bauernsergeant oder ein Kartenbruder, ein Toddykamerad, ein Wirtshauschwadronneur, alles nur Erdenkliche, ein Provinz-Schultheiß oder ein Winkeladvokat, ein Quacksalber, ein Spazmacher vom Lande oder der verlorene Sohn einer Kleinstadt — alles, nur nicht der getriebene Pantoffelgänger.

— Sei, Jungens, sagte er, oder Burische oder was Ihr seid — wollt Ihr einen Schluck, den Ihr bis in den großen Beh hinunter fühlt? Der durch und durch geht, — he? Gut, Jungens, dann gib't's nur eine Linie, mit der Ihr reifen könnt! Die alte zuverlässige, was? — Ihr wißt, was ich meine. Die Kennyon —

Er unterbrach sich:

— Das — das ist ja Bendel, weiß Gott!

Helge stand auf. Es war der entlassene Agent. — In diesem Augenblick erschien er ihm als der passende Dritte im Bund — fast wie eine höhere Schickung. Er umarmte seinen alten Prinzipal.

— Lieber Nils Andersson — setz' Dich! Du siehst hier ein paar —

Er verstummte.

Das Gespenst des Herrn Wolsey erhob sich mitten in der Gesellschaft. Andersson setzte sich. Er glied einer zertretenen Kröte, bei der im Augenblick des Unterganges etwas rührend Menschliches zutage tritt. Es war, als sagte seine mißhandelte Physiognomie: — Was habe ich denn getan?

Wein kam.

Forsman glockte den Neuanfömmling träge an. Das Essen hatte ihn geliefert, und er fühlte blaue Nebel vor seinen Augen schwanken. Es war so vieles, was er gern gesagt hätte, aber alles löste sich auf in ein einziges:

— Schaff mir Arbeit, Helge!

— Was — Arbeit! schrie Andersson. — Arbeit — jetzt? Nein, mein Junge, das geht nicht. Hier — hier — hier — Und er tastete in seiner Westentasche herum.

Dann traten ihm dicke Tränen in die Augen. Er streckte eine schmutzige, von einer Manschette umschlossene Hand vor — eine kurze, geschwollene Tase mit abgebrochenen Nägeln, aber doch mit einem ehrlichen Gepräge, eine Art gutmütiges Greifwerkzeug, das nicht weh tun konnte.

— Siehst Du das? stammelte er.

Es war die Jubiläumshür.

— Die hab' ich für dreißigjährige Dienste bekommen, sagte er; merk wohl: dreißig Jahre, Du weißt. Ja, Herr — dreißig Jahre — ohne Schwindel. Im Dienste meiner Gesellschaft . . .

Helge fühlte, daß er jetzt gehen mußte. Um den nächsten Tisch hatten sich verschiedene zweifelhafte Erscheinungen angeammelt, die auf ein Zusammenschließen zu warten schienen. Einen von ihnen, einen langen, dunklen, hägeren Herrn, dessen Gesicht einen aristokratisch verderbten Ausdruck trug, glaubte Helge in seinem benebelten Zustand wiederzuerkennen. Der Fremde lächelte auf eine anzügliche Art — wer war es? Er sah den Schulspielplatz mit dem Hügel, den sie zu stürmen pflegten in ihren Kämpfen zwischen Real- und Lateinschülerklassen. Gewiß, es war ein Schul-

kamerad — er war Fahnenträger gewesen beim Ausmarschieren, und Helge war es, als müsse er irgendeinen adligen Unglücksnamen tragen, aber er konnte sich nicht darauf bestimmen.

— Prost! sagte er und schlürfte sein Glas aus.

Forsman schwieg. Die Reaktion hatte eingesetzt.

— Sag, Helge — was sollen wir anfangen?

Er schwankte auf seinem Stuhle hin und her, als wäre er seckfrank. Bendel raffte sich zusammen. Nachdem er bezahlt hatte, besaß er noch vier Dollar.

— Forsman soll einen haben, war sein monomaner Gedanke.

Sie gingen die Treppe hinauf und hinaus. Die Bänderreihen der Laternen waren angezündet. Durch einen der plötzlichen Umschläge, für die die Wetterverhältnisse der Stadt berüchtigt sind, fühlte sich die Luft mild an, und es taute auf dem Holzpflaster. Von den Eisenstangen des Tunnelgeländes tropften geschmolzene Eistränen.

— Wohin gedenkst Du zu gehen? fragte Helge, indem er seinen Mantel zuknöpfte.

Forsman starrte vor sich hin.

Auf einmal wurde Bendel ungeduldig:

— Zum Teufel auch, wir sind doch nicht sentimental. Wenn ich Dir mit einem Dollar ausbelfen kann — bitte.

Forsman wankte und griff nach dem Geländer.

— Entschuldige mich — aus —

Er erbrach Blut.

— Jetzt gilt's, dachte Helge. — Ich kann da nichts helfen, nichts. Das beste ist, ich verschwinde. . .

Aber der arme, schwedische Buchhalter tastete nach ihm. Er lachte:

— Wir sind Kameraden — nicht? Hab keine Angst — wie die anderen — unsere Landsleute, die Schwedisch-Amerikaner. Ich bitte um nichts — behalte Deinen Dollar. Ich bin fertig — Schluß. Aber ich danke Dir, Du —

Jetzt wachte Helge auf. Er wurde so nüchtern, als hätte man ihn in eine eiskalte Wüste getaucht; er ging zu Forsman hin, umfaßte ihn und schleppte ihn zur Tür des nächsten Hotels. Es war ein billiges Strandlogis; aber wenigstens war es ein Dach über einem sturmzerzausten Haupt. Sie gelangten zusammen eine knarrende Treppe hinauf. Als Forsman im Bett lag, kam er wieder zu sich.

— Ich nehme morgen den Zug nach Newyork. Je weiter ostwärts, desto besser. Und ich habe ein paar gute Bekannte in Brooklyn. Aber es heißt sich auf die Strümpfe machen, weißt Du . . .

— Er muß zwei Dollar haben, sagte sich Helge.

Die legte er denn auch auf die Kommode, wo sie in dem schwachen Lichtschein wie ein paar große Heringschuppenaugen glänzten. Aber draußen war es noch Nacht. Großstadtnacht mit elektrischen Blaufunken. Wenn man nach dem Winterhimmel emporblickte, konnte man glauben, man lege durch die Luft. Denn die Wolken, die über die hohen Fassadenzinnen flogen, glichen dem schwanenweißen Schaum der Wellenkämme, und die Tiefe zwischen ihnen hob und senkte sich gleich Wogenumarmungen. Das zog die Landschaft in das Spiel der Wolken. Kabelwagen. Da kam das Ungetüm mit einer roten linksseitigen und einer grünen rechtsseitigen Laterne, wie Steuer- und Backbordlicht eines Kutters. Er schwang sich auf und sie sausten in die Tiefe.

Im Tunnel zog es eiskalt. Zwischen den Stacheldrahtnetzen flackerte der Schein der unbeschränkten Kohlenspitzen violett mit phantastischen Schatten auf den feuchttropfenden Mauerwänden. Berwegene Radfahrer folgten trotz strengen Verbots jedem Wagen.

Jetzt stieg die Bahn an. Als der Zug aus der nördlichen Mündung herauschoß, schien er mit den Wolken um die Wette zu fliegen.

Der Luftzug hatte Helges Stirn gekühlt. Er stand allein beim Motormann und sah die blauen, kleinen elektrischen Funken unter der Steuerradachse hüpfen. Sie glichen irgend etwas — was war es nur?

— Ach, Unsinn — sie glichen natürlich nichts besonderem — nicht brutal-amerikanisch irgend etwas besonderem. Aber doch war es etwas mit den blauen Funken. Was war es?

Waren es die blauen Funken der Phantasie und der Träume, an die er dachte? Die feinen Schuppen, die fallen gleich schneidenden Kristallen, wenn man die richtige Brille vor den Augen hat? In ihrem Wirbel sieht sich so viel.

Und gerade jetzt sah Selge Wendel eine ganze Menge. Er sah, wie in einer inneren Luftspiegelung — während das Kabel singend dahinflauste — sein eigenes leeres und sinnloses, phantomschwebendes Leben. Es war ein buntes Band, gewiß, aber dennoch — wie eintönig im Muster. Was wollte er und was bedeutete er? Nichts. Glaubte er wirklich an ein Traumland? Nun ja — dann lag es jedenfalls nicht an den Ufern des Michigan.

— Zu viel Portwein, sagte Selge und küstete die Mütze.

Im selben Augenblick sah er Forsman. Und mit ihm eine ganze Reihe Gespenster. Fassaden und Gesichter. Sie wurden zu einer schaukelnden Reihe — wie ein Kai — nein — wie Boote an einem Kai, einem sonnigen Kai. Kleine, schmale Häuser, kleine Kontore, kleine, nach Teer riechende Gäßchen und Höfe.

Er sprang mitten in der Fahrt ab.

Das nächste Kabel, das kam, trug ihn südwärts. Zwei Minuten später war er vor dem Tunnelhotel. Er ging hinauf und legte auf den Tisch in Forsmans Zimmer — wie man einen billigen Kranz hinlegt — die zwei Dollar, die er noch hatte. Im Schein der Nachtlampe sah er das Gesicht des Stockholmfameraden auf dem schweißzerknitterten Kissen wie ein undeutliches Oval von weißen Inmortellen.

Als er endlich nordwärts fuhr, wurde er philosophisch.

— Das kommt davon, wenn man betrunken ist, sagte er. Aber was er dachte, war:

— Als ich klein war — und er entsann sich eines einzigen armseligen Sommers auf dem Lande in einer waldreichen Skärgårdsgegend — glaubte ich, die Bäume machten den Wind. Aber jetzt weiß ich, daß es der Wind ist, der unsichtbare, der mit den armen Bäumen des Waldes spielt und ihre Blätter zauselt.

Das Kabel sauste bloß.

(Fortsetzung folgt.)

Altersfrieden.

Skizzen aus Holland von A. Hauschner.

(Schluß.)

Schweinejachten-Fest im Armenhaus.

Im November kauft die Mutter das Ferkel ein, zieht es unter aller Augen auf. Aller Hände haben es betastet, Tag um Tag. Wie es zunimmt. Ob an Fett mehr, ob an Fleisch? Heute, im Februar wird es geschlachtet. Die van Meer, der alte Heringsfischer, der so oft den Todeschnitt geübt hat, darf es stechen.

Seine dürre Hand, die zögernd zittert, wird noch einmal fest. Er stößt mit scharfem Messer in das Herz des Tieres, dessen Blut hervorschießt. In den Wottich, den Joost Bluis ihm vorhält.

Gwij und Arrie holen Bech herbei, während Gef das Feuer auf dem Herd entzündet und den Kessel aufstellt.

Siedend wird das Wasser auf das Schwein gegossen, daß die Borsten, aufgeweicht, sich schaben lassen.

Alle Männer, ihre Kraft vereinernd, ziehen und schleppen nun den schweren Körper in die Halle. Dort wird er gehängt und abgewogen.

Juchhei! 220 Pfund. Fast um 20 mehr als im vergangenen Jahre.

Um das Tier geschart, besprechen sich die Alten, achten auf die Teilung, sehen den Frauen zu, die die Eingeweide waschen, umdrehen, salzen und verkleinern, um sie in den langen Darm zu stopfen.

Ihre Augen treten aus den Höhlen, ihre Zungen lecken lästern ihre Lippen; ganz beseligt tasten sie die Seiten. Dieser Speck — so weiß und fest. Und die Schinken.

Nein, sie werden dieses Mal nicht dulden, daß Gef irgend etwas von dem Schwein verkauft. Sie verlangen ihren Anteil an den Würsten, an dem Räucherfleisch. Es ist Geld genug im Armenfonds. Muß denn Zins auf Zins gelegt sein? Ihrer ist die Gegenwart, das Schwein. Was bekümmert sie die Zukunft? Ihre Tage sind gezählt.

Mutter Gef hält Wacht mit scharfen Augen, daß kein Frecher sich an ihrem Gut vergreift. Jetzt faucht sie wie eine Katze auf. Ihre Faust in Arries Tasche, zerrt sie wütend, zieht das Stück, das er vom Schweinsmagen heimlich abgeschnitten hat, heraus.

„Halunte, Lump, gemeiner Dieb!“

Arrie schweigt. Er ist zufrieden, daß der Eindringling die Flasche nicht gefunden hat. Seine liebe Brantweinflasche.

In der Ecke, wie beleidigt, tut er einen tiefen Schluck daraus und reicht sie heimlich weiter.

„Profit! Unser totes Schwein soll leben.“

Und sie lachen wie die Kinder, hundert Muzeln in den allen Zügen.

Aus der großen Halle schrillt ein Wehruf. Lautes Weinen, wilder Jammer, es ist Tietje Doon.

Des Schweines Todeskampf, das blutgrote Fleisch, der Blutgeruch haben sie erregt, irgend etwas ringt sich dämmernd aus dem zerstörten Denken. Aus der Tiefe ihres Unbewußtseins tritt ein langvergeßener Schmerz.

Sie liegt auf dem Boden, heult, schreit, raufst sich die Haare. — „Tietje Doon ist wieder mal nicht richtig,“ sagt Gwij Voud zu Arrie. „Sicher ist es so.“

Und den Umstand nutzend, daß die Mutter in die Halle geht, Tietje auszuschelten, leert er seine Brantweinflasche bis zur Reige.

*

Konzert und Ball im Badhotel.

„Für die Armen, liebe Leute, es sind ihrer viel im Dorf.“

Milbtätigkeit raucht aus den Seidenröcken, Milbtätigkeit blüht aus den edlen Steinen.

Milbtätigkeit entblüht die Wüsten, schmückt die künstlichen Freisuren mit Band und Blumen, läßt Champagnerpfropfen knallen. Händedrücken — Augenschmachten — Hüftenstrich. Die Verlockung wird zur Pflicht.

Zweimal schon, zu je 10 Gulden einen Kuß, hat der blonde Hauptmann Frau von Neuf die weißen Arme küssen dürfen.

Für die Armen, liebe Leute, muß man Opfer bringen.

Mutter Gef in ihrem blauen Kleid, stets das gleiche, auf ihrem grauen Haar die Spigenhaube, deckt die Tafel, bringt die Teller, Gläser und Besteck. Heute gibt es warmes Abendessen. Braten, süße Speisen, Wein und Bier und für jeden Mann ein Päckchen Tabak.

Eben treten schon die Spender in die Halle. Ihre Wohlthat zu vollenden, wollen sie die Armen selbst bedienen.

Die Alten stehen sehr verlegen in den Türen ihrer Kojen.

In ihrem Herzen kämpft die Sehnsucht nach den feinen Speisen mit der Scheu vor diesen Herrenleuten.

Mynherr von der Werft, der reiche Needer, tritt jetzt vor, hält eine Rede.

Von der Güte Gottes — „denn der Herr ist auf dem Grunde jeden Tuns und Lassens. Täglich müßt Ihr ihn lobpreisen, daß er Euch so schön geführt hat, in dies Haus, wo Euer Lebensabend hinfließt wie ein Bächlein, still und rein und ohne Sorgen.“

Von der Menschengüte, die den alten Leuten dieses schöne Fest bereitet habe. Von der Pflicht der Dankbarkeit für diese Wohlthat, von der Pflicht der Demut und Zufriedenheit.

„Ist er nicht bald fertig?“ denken sich die Häusler. „Erdäpfel und Braten werden kalt.“ Unter den gesenkten Lidern fliegen ihre Blicke nach der Tafel.

Endlich! —

Um den runden Tisch sitzen jetzt die Alten. Das blasse Licht der Hängelampe fällt auf ihre weißen Köpfe. Anfangs zögernd, immer dreister greifen alle zu.

Schmagend essen sie und trinken glucksend. Das Geräusch des Kauens und des Schluckens mischt sich mit dem Rauschen der Gewänder. Wenn die Damen, die zum Volk heruntersteigen, Schüsseln reichen, Gläser füllen. Da fällt ein Teller klirrend auf die Diele und zerbricht. Er ist Frau von Neuf entfallen.

Einer Ohnmacht nahe, starrt sie nach den Alten. Nach dem Lichtkreise über ihnen, den die Finsternisse in den Eden dicht geballt umdrängen und ihn drohend pressen. Daß er matt und ungewiß die welken Körper und die dürren Glieder und die bleichen Wangen sah! beleuchtet.

Ihr ist plötzlich: — lauter Leichen sitzen um die Tafel. Fleischlose Gerippe, deren Kiefer zahlos malmen. In den Dunst von Wein und Speisen steigen ihre Verweilungsdüfte. Ihrer selbst nicht mehr mächtig, stürzt sie durch die Tür ins Freie. Auch die anderen Herrenleute, schnell erlasket in dem Eifer sich zu opfern, suchen einen Vorwand, sich zu flüchten.

Unbekümmert, ohne aufzusehen füllen sich die Alten Schlund und Magen. Sie vertilgen bis zum Rest die Braten und sie leeren Wein und Bier zur Reige.

Dann, des Uebermaßes ungetroffen, sitzen sie betäubt. Ein Gefühl des Unbehagens überfällt sie, eine Lust zu streiten und zu raufen.

Arrie Paap fängt plötzlich an zu winseln: hätten sie ihn doch gefragt, hätten sie ihm statt des Nachmahls doch lieber seinen höchsten Wunsch erfüllt, den letzten seines Lebens. Einmal noch nach Amsterdam zur Kirmes. Auf den Straßen singen hören, tanzen sehen, in den Waffelbuden sitzen und Karussell fahren. Einmal noch in diesen großen Kutschen fahren. In den wunderbaren weißen Kutschen, ganz vergoldet und mit goldenen Pferden, die sich nach dem Klang des großen Spielwerks langsam drehen.

Im den Fingern zählt er sich die Kosten ab. Für Wein und Bier, und für den Braten, für die süße Speise. „Das hat mehr gekostet als die Fahrt zur Kirmes, meint Ihr nicht auch, Mutter Gef.“ Gef ist sehr verdrießlich.

Das Gefündel — diese feinen Damen. Erst sind sie so freundlich, bieten ihre Dienste an, wollen helfen und bedienen. Und dann rennen sie davon, lassen ihr die Plackerei und Arbeit.

Keine einzige hat ihr etwas gegeben, keinen Cent. Ihre Hand ist leer.

Gerade nur, daß sie sich die beiden Flaschen Wein beiseite bringen konnte und die halbe Torte und die Wurst. —

„Du bist ganz besoffen, Kerl, leg Dich schlafen,“ sagt die Mutter.

Während schichtet sie die leeren Teller, packt sie auf den Arm und trägt sie weg. Auf dem Weg zur Küche murmelt sie verächtlich: „Diese reichen Leute.“

Landschaftscharakter in Frankreich und Spanien.

Von Dr. Paul F. Schmidt.

Frankreichs Schönheit ruht zumeist in der stillen Anmut oder der majestätischen Größe seiner Ströme, wie die von Deutschland in seinen Waldhöhen und alten Nestern, Italiens in der klassischen Linie seiner Gebirge und Englands in seinen Küsten. Das mag ein Schema sein, und doch kommt man dem Charakter und den nationalen Eigenheiten landschaftlichen Reizes damit am nächsten.

Frankreich ist nicht wechselvoll und romantisch wie Deutschland; es ist ein eintöniges Land, fruchtbar und bar der Poesie. Seine Ebenen atmen nicht die herbe große Schwermut wie die Ebenen Ostdeutschlands, seine Hügelwellen verlaufen ohne Rhythmus, und seine Berglandschaften sind zu wenig erschlossen oder gehören ihm nicht spezifisch zu, wie die Pyrenäen und die Alpen. Aber seine Ströme haben Eigenart und das innige Leben nationaler Schönheit. Die heitere Grazie der Pariserin spiegelt sich in der süßen, fast allzu süßen Anmut der Seine und ihrer weichen Uferhöhen, in der köstlichen grün umwobenen Klarheit der kleinen Flüsse des Westens, wie Cher und Charente, an denen sich Schlösser der Renaissance, von geheimnisvollem Glanze großer Geschichte verklärt, und altersgraue Kirchen des frühesten Mittelalters erheben, deren unergründlicher Reichtum, merkwürdig in so früher Zeit, barbarisch erscheint wie ein Ueberbleibsel alteltlicher Vorstellung. Wen packt nicht mit solchen Schauern dunkler Vorgeschichte die Kathedrale von Angoulême, die Notre-Dame la grande in Poitiers mit der Wüstheit ihrer skulptierten Fassaden!

Aber das wasserreiche Zentralplateau des Südens, geschlossen durch die lange gebogene Mauer der Gebirge gegen das Rhonetal, entsendet nach Norden und Westen durch das große reiche Land Flüsse und Ströme von seltener Macht. Da strömt die Loire, gelassen in überbreitem Bett, durch ein Land im Herzen Frankreichs, das den Namen eines Gartens von Europa verdient. Die Touraine, übersät von Städten und Schlössern, die Wiege der französischen Renaissance und der patriarchalische Lieblingsitz französischer Könige, empfängt den nordischen Gast mit einem betäubenden Reichtum an Blumendüften und süßem Nachtigallensang. Aber das Volk singt nicht! Es pflegt die Blumen, aber es hat wenig Zeit zu Scherz und Gesang; sein Fleiß erhöht das Nationalvermögen jährlich um ungezählte Millionen, und die Provinz überläßt Paris das Vergnügen fast allein.

Aber der Süden? Van Gogh hat ihn mit der ungeheuren Kraft seiner Seele geliebt und Cézanne ihn gemalt. Aber was ist das für eine Landschaft? Unbegreifbar scheint die Schwermut, die aus Cézannes zarten Tafeln spricht, und van Gogh ist an ihrer glühenden Traurigkeit zerbrochen. Es ist kein fröhliches Land, weder die Provence mit ihren gesegneten Ebenen, deren Zypressenreihen die Wut des Mistral, jenes schrecklichen Nordweststurms, mildern sollen, noch die Heiden der Causses von Guyenne mit ihren dürren Krüppelästen, oder die Gascogne mit ihrem strengen Boralpencharakter am Fuße der Pyrenäen. Einzig die Flüsse bringen auch hier Charakter hinein. Der gefährliche, reizende Bergstrom der Garonne, der im Au seine Wassermassen verdoppelt und verderbsamen Lamm und dem unglücklichen Toulouse schon so oft Tod und Verderben gebracht hat — ein herrlicher Reize von ungebändigter Kraft; oder der Gave de Pau, ein schöner Alpenstrom, der bei Lourdes die Pyrenäen verläßt und majestätisch, durch Klüfte, an grünen Triften und Felsengebüsch vorbei, dem Adour zufließt.

Der Mund des Südens, der Europa zur Zeit des tiefsten Mittelalters seine ersten Lieder geschenkt, er scheint verstummt (wenn auch große Dichter von dort stets hervorgegangen sind). Das Volk nahm nicht mehr teil am Glanze des aufstrebenden Frankreich, seitdem ihm die Albigenserkriege seinen Frohsinn mit unerhörten Blutopfern und Greueln ausgetrieben haben. Es ist vielleicht das graufigste Schauspiel in der langen Reihe der Religionskriege, wie hier das gebabteste, heiterste, schönste Volk Europas in zwanzigjährigem Morden, von 1209 bis 1229, dem Fanatismus der Rechtgläubigen hingeopfert wurde. Die Opfer dieser namenlosen Schandthaten mögen hoch in die Hunderttausende gehen. Seitdem hat der Süden Frankreichs aufgehört, als Volk zu existieren.

Man kann gar nicht hier reisen, ohne im tiefsten erschüttert zu werden, wo jeder Ort von Greuelthaten erzählt, die sich nie vergessen lassen; wo der Genius der Menschheit hunderttausendfach vergewaltigt wurde. Und wie weit dies Land sich heute kulturell vom Norden unterscheidet, lehrt die Tatsache, daß die spanischen Stierkämpfe sich immer mehr und mehr ausbreiten.

Freilich bindet auch böllische und sprachliche Blutsverwandtschaft die Bewohner von Gascogne und Provence mit den Katalanen, dem Volke des nordöstlichen Spanien. Daraus erklärt sich die Vorliebe für Stierkämpfe nördlich der Pyrenäen, ebenso wie die Vorliebe der Katalanen für die Unabhängigkeit von Madrid. Sonst aber ist Katalonien der Provence weit überlegen. Es ist die lebendigste, reichste und vielleicht schönste Provinz Spaniens. Eine heitere und fruchtbare Landschaft, mit Behaglichkeit allenthalben angebaut in der Ebene und mit Wäldern auf den schön geformten Bergen, reich und schwungvoll gegliedert und im großen eingefaßt von zwei gewaltigen und bedeutenden Erscheinungen, dem steilen Hochgebirge der Pyrenäen im Norden, dem flutenreichen, schnellen Ebro im Süden. Und wie das Land sich offen dem Meere mit hafenreichen, schimmernden Küsten darbietet, wie es alle Grade von flacher Ebene bis zu den Firnhäuptern kennt und auch der heiteren Selbstironie nicht ermangelt, als welche man vielleicht den Montserrat ansehen mag, der keineswegs „unnahbar euren Schritten“, vielmehr bequem durch eine Zahnradbahn erreichbar, eine fatale Ähnlichkeit mit der sächsischen Schweiz nicht ganz verleugnen kann — so zeigen sich auch die Katalanen höchst vielseitig, in allen Sätteln gerecht und gewandt. Die fleißigen Bauern und die industriellen Städte schaffen für ganz Spanien; das halbe Königreich lebt von ihrem Fleiß. Daher konnte sich auch nur hier die Großstadt entwickeln, die moderne Industrie und großzügige Aufgaben kennt, die Halbmillionenstadt Barcelona, gewaltiger, volkreicher, wohlhabender, impulsiver als das arrogante Madrid; die wahre Hauptstadt Spaniens. Eine ganz moderne Stadt, die aus sich selber einen neuen Baustil von kühner Originalität an Kirchen und Mietshäusern erzeugt hat, die sich in riesigen Villen vororten weit die Höhen entlang erstreckt, und die doch im Innern unversehrt den Kern des Mittelalters birgt, mit malerischer Enge der Gassen und Kirchen von unsterblicher Schönheit des Raums. Nur ein großer Straßendurchbruch vom Hafen nach dem Innern beginnt dem altersgrauen Leib Wunden zu schlagen, ein Opfer für ihren Charakter als Großstadt.

Im ganzen steht Cataluna als Küstenland im Gegensatz zum eigentlichen Spanien, wie seine Bewohner zu den Kastilianern, dem Spanien ist seinem eigentlichen Wesen nach ein Binnenland mit Steppencharakter. Man hat es nicht unpassend mit Mexiko verglichen, dessen tierra caliente (heiße Erde) an der Südküste Spaniens mit ihrem glutheißen Klima ihr Gegenstück findet, während ein Blick auf die Karten lehrt, daß beide Länder Hochebenen mit starken Randgebirgen darstellen. Wie sehr diese Randgebirge das Innere isolieren, erfährt man sogleich bei der üblichen Eintrittsstelle im Westen von Bayonne. Von San Sebastian, dem mondänen Seebad mit seinem beispiellos regelmäßigen Badestrand in Gestalt einer Muschel (Concha), fährt man viele Stunden eine wundervolle Berglandschaft empor, die von Ozeanklima befruchtet, grün und ströhend aufsteigt, ein schönes Land, voll von reizenden Städtchen, Renaissancekirchen, monumentalen Brücken, mit Bergwäldern und saftigen Matten; und über romantisch tiefen Talgründen erheben sich schlanke Bergformen des fantastisch-pyrenäischen Grenzgebietes. Dann ist man auf einer Höhe von 600 Meter über dem Ausgangspunkt, mit einem Male jenseits der Felsbarren, die alle Völker des Atlantik fernhalten, bei Vittoria, wo Wellington die Franzosen aus Spanien hinauswarf, und ein Zauberspruch scheint alles Grün, alle Fröhlichkeit verbannt zu haben. Es beginnen jene ungeheueren Hochebenen von Alt- und Neukastilien, deren unfruchtbarer Boden, deren heißes, rasch wechselndes Binnenklima bekannt sind. Es beginnt das Spanien des Ritters von der Mancha, das weniger mit Europa als mit Afrika Gemeinames besitzt und dessen großartige Einformigkeit den Charakter des Spaniers gebildet hat.

Will man aber den Kontrast im großen und ganz ausgeprägt erleben, so muß man von Katalonien nach Aragon fahren. Es ist wie ein Schritt aus dem üppigen Gartenlande am Mittelmeergeküste zu afrikanischer Wüste. Keine Menschenkunft kann aus diesem von hohen Randgebirgen umschlossenen Plateau fruchtbares Land machen. Der Boden besteht aus salzhaltigem Tonmergel, aus weißem Gips und Felsen, und wo das Salz ihm beigemischt ist, da wächst kein Grashalm, da herrscht für ewige Zeiten das Schweigen des Todes. Nur wo die Flüsse den Boden angelangt haben, ist das Ufer anbaufähig und trägt reiche Frucht unter der heißen Sonne. Es ist ein ergreifender Anblick, dessen bizarrer Größe man nie vergißt, wenn man in einem solchen Flußtal Tod und Leben auf Haaresbreite an einander grenzen sieht. Die Sohle des Eber ist zu breit, zu flachlandmäßig, aber ein enges Felsenal wie das des Jalon läßt diese Gegenläge mit ungebrochener Kraft erleben. Man durchfährt es auf dem Wege von Madrid nach Saragossa in seiner ganzen Länge. Die Talsohle ist oft nur wenige Meter breit, bisweilen verengt sie sich ganz zu einer grandiosen Felsenklüftung, in deren Kesseln der Fluß brausend verschwindet. Und nur so weit der ebene Boden und seine terrassenmäßige Bewässerung durch kleine Kanäle reicht, grünt und blüht ein Streifen von paradiesartiger Uppigkeit, jeder Zoll bebaut mit Del- und Feigenbäumen, Getreide und Gemüse. So kostbar wurde seit alters her dieser Schatz gehalten, daß kein Ort sich nur fußbreit unten angesiedelt hätte; alle, Dörfer und Städte und Burgen liegen auf den fahlen Felsen, kein Baum und kein Strauch helebt ihre roten Mauermaffen, die wie Kristallisationen dem Boden entwachsen sind und eine Farbe, eine Masse mit ihm bilden. Es gibt in Europa kein Land mit ähnlichen Farbenkontrasten; über dem saftigsten Grün steigt

unmittelbar, unbarmherzig der kahle Fels in abenteuerlichen Formen auf, rostrot der Schieferstein, sämteweiß der Gips und hellgrün der Kalkstein, durcheinander gewachsen, in Schichten übereinander oder in wuchtigen Massen dominierend. Die Städte haben ganz den Ton ihres Untergrundes angenommen, und wo ihre letzten Hütten sich an den Felsen schmiegen, da setzt sich das armseligste Wohnbedürfnis noch in Höhlenwohnungen fort. Den ganzen Jalón hinab geleiten diese Höhlen die Siedelungen, und manche werden noch heute bewohnt.

Dem das Volk, das in Aragonien saß, war vor alten Zeiten bis heute nicht minder unheimlich und rabiat wie ihr Land. An den Quellen des Duero hat man die Trümmer des alten Numantia und der römischen Lager entdeckt. Zwanzig Jahre lang widerstand die kleine iberische Stadt dem Ansturm der Welteroberer, und erst Scipio vermochte nach 15monatiger Belagerung mit sieben Zernierungslagern im Jahre 133 die Stadt zu nehmen, deren Einwohner sich sich zum Teil vorher aus Verzweiflung selber getötet hatten. Und denselben an Wahnsinn grenzenden Heldennut bewiesen die Nachkommen jener Iberer, als die napoleonischen Heere 1808/09 Saragoßa stürmten, in einem Kriege, dessen Grauel nur vom dreißigjährigen überboten waren. Haus um Haus mußte von den Franzosen erobert werden, als sie schon in der Stadt waren; in einem zweimonatigen Würgen kamen hier allein 54 000 Menschen ums Leben.

Die Städte Aragoniens außer Saragoßa sind klein und unberühmt und wie die am Jalón, Calatayud, Medinaceli u. s. f. mehr als Kulturkuriosa anzusehen. Was sie merkwürdig macht, ihr gleichsam kristallinischer Felsencharakter, erscheint mit künstlerischer Größe in Toledo, der alten Hauptstadt der Westgoten, Mauren und Kastilianer, einer der wunderbarsten Städte, deren echt spanischer Charakter nicht zum wenigsten in ihrer Lage beruht.

Der Anblick der kastilianischen Hochebene ist nicht so bestimmt von dem messerscharfen Kontrast zwischen den Flußoasen und der Felsenwüste, wie der von Aragon. Aber der Gegenlag ist auch hier vorhanden und gestaltet das Land eintönig und melancholisch. Da bahnt sich plötzlich der junge Tajo mit ungestümen Brausen eine tiefe, enge Klust durch das Granitgebirge, das sich ihm entgegenstellt, und isoliert Toledo auf einem hohen Plateau, das nach allen Seiten steil abfällt und die Stadt seit alters als Festung, fast unheimlich, höchst begehrt machte. Das rötlich graue Häusergewirr breitet sich mit flachen Ziegeldächern, unregelmäßig auf- und absteigend, über den ganzen Berg aus, mit dem es untrennbar verwachsen ist, von gleicher Farbe und steinerner Ausschließlichkeit wie er. Ueber den Tajo hinüber greift es mit zwei starken Armen, den wohl befestigten Brücken, deren berühmteste die Puente de Alcantara, ein einprägsames Monument kühner Bindung zweier Hochufer, ist. Und es gipfelt in zwei Riesenhauten, die sich fast feindselig gegenüber trachten: der weitausgreifenden Kathedrale mit ihrem Turme, dem Centrum der geistlichen Macht, und der ungeheuren finsternen Masse des Alcázar, dem Sitz der königlichen Gewalt seit Eroberung Toledos durch den Eid. Höher aber reckt sich noch der Alcázar (der im wesentlichen aus dem 16. Jahrhundert stammt); es ist wie ein Schmelz des Alkalischen der zwei Mächte, unter dem die Stadt selber aber keine Freiheit gewann; sie scheint aus ihrem Felsboden nur hervorgezogen zu sein, um den beiden größten Bauten als Basis und als Schutz zu dienen.

Kleines feuilleton.

Wie in Leipzig die Monarchen knieten und die Pferde in Auebach versanken! Die Berliner „Vossische Zeitung“ erzählte am 13. Januar 1814 in einer Wiener Korrespondenz folgende „auf die Versicherung eines Augenzeugens gegründete, der Befamtmachung würdige Anekdote: „Als der Kaiserl. Königl. Feldmarschall Fürst von Schwarzenberg durch die Niederlage und Flucht des Feindes die dreitägige Schlacht bei Leipzig am 19. Oktober 1813 entschieden sah, sprang er im gestreckten Galopp von dem Kampfflaze, um seinen Souborain die erste Nachricht von dem glorreichen Siege zu überbringen.

Die drei Monarchen befanden sich kaum eine halbe Stunde von dem Kriegssplaze entfernt auf einer Anhöhe. Der Feldmarschall eilte auf sie zu, salutierte mit dem Degen und sprach zu dem Kaiser, seinem Herrn: „Ew. Maj., die Schlacht ist beendet, der Feind auf allen Punkten geschlagen — er flieht —, der Sieg ist in unseren Händen.“ — Ein Blick zum Himmel und eine Träne im Auge war die Antwort.

In demselben Augenblicke stiegen Se. Maj. vom Pferde, legten Hut und Degen auf die Erde, knieten nieder und dankten Gott mit lauten Worten. Diesem frommen Beispiele folgten der Kaiser von Rußland und der König von Preußen; knieend und mit geneigtem Haupte sprachen sie: Erubet, der Herr ist mit dir! — Und plötzlich sank auch die sämtliche Generalität auf die Knie. Es war ein herzergreifender Anblick.

Bewunderungswürdig war es, daß die zügellosen Pferde während dieser imposanten Feierlichkeit ohne einen Hufschlag zu tun, ruhig neben ihren Reitern standen. . . .“

Diese herrliche Erzählung, die wie geschaffen für alle zukünftigen Bezantio. Redakteur: Alfred Dielepp, Neukölln. — Druck u. Verlag:

Schulbücher war, erregte damals Vergernis. Der preussische Staatskanzler Hardenberg erteilte sofort aus Basel dem Berliner Polizeipräsidenten Le Coq einen Ruffel, weil er als Zensur diese Anekdote hatte durchgehen lassen. Hardenberg beehrte den Zensur, wie man solche Geschichten nur auffassen könne: „Das Gewand, in welches diese Erzählung eingekleidet ist, vorzüglich die Bemerkung, daß während des Sinkens der Monarchen und ihrer Generalität die zügellosen Pferde, ohne einen Hufschlag zu tun, ruhig neben ihren Reitern gestanden hätten, trägt so sehr das Gepräge einer Ironie an sich, daß ich es gern gesehen haben würde, wenn Ew. Hochwohlgeb. dieser Anekdote das Imprimatur versagt hätten, indem es für ein offizielles Blatt nicht passend ist, Erzählungen aufzunehmen, die bei einem großen Teile des Publikums nur gar zu leicht zu satirischen Bemerkungen Anlaß geben.“

Woraus zu ersehen, wie die Zeitgenossen unmittelbar nach der Schlacht bei Leipzig die Rolle der Fürsten würdigten!

Der Verkauf des Meterstystems. In Paris tagt die fünfte internationale Konferenz für Gewichte und Maße. Das Meterstystem ist eine wichtige Errungenschaft der großen französischen Revolution. Der Kreis der Meterstaaten wird immer größer. Eben erst haben Dänemark, die mittelamerikanischen Republiken, Siam das System obligatorisch gemacht. In Japan hat das Meterstystem amtliche Vorzugsrechte, und die chinesische Republik hat unser Dezimalsystem für Maße und Gewichte gleichfalls eingeführt. Schließlich muß auch das zähe England langsam nachgeben. Von den großen britischen Kolonien spricht sich eine nach der anderen für das Einheitsmaß aus. Eine Milliarde Menschen messen und wiegen bereits nach dem von der französischen Revolution eingeführten Maß. Wie genau die erste Arbeit gechehen ist, geht daraus hervor, daß auch die allerneuesten und mit modernstem Mißzeug arbeitenden Rechnungen nur knapp ein fünfstel Millimeter Unterschied in der Festsetzung des Meter ergeben haben, d. h. des zehnmillionten Teils des Erdmeridianviertels.

Hygienisches.

Die Verdaulichkeit der Käse. Der Käse zählt bekanntlich zu den nährstoffreichsten und auch relativ billigsten Nahrungsmitteln. Seiner ausgedehnten Verwendung steht leider noch das Vorurteil im Wege, daß der Käse schwer verdaulich sei. Wie in den „Blättern für Volksgesundheitspflege“ näher erläutert wird, ist diese Annahme unrichtig. Schweizerkäse, Holländer Käse, Tilsiter Käse und verwandte Arten werden schwer verdaulich allein durch die ungewöhnliche Art des Essens und wenn man Käse in großen Stücken verschluckt. Käse verlangt ein ebenso genügendes Kauen, wie andere Nahrungsmittel und, wenn man ihn als Käsebrei in den Magen bringt und harte Käsearten, wie Kräuterkäse und Parmesankäse, zu Streumasse verreibt, so wird er auch im schwächsten Magen gut vertragen und gut ausgenutzt. Am leichtesten verdaulich ist der einfache Magerkäse, dem man durch Verrühren mit Sahne, Butter oder Gelbei auch hohen Fettgehalt beifügen kann, durch reichlichen Zusatz von Zucker sogar zu einer Speise verarbeiten kann, welche mit dem zugefügten Fett allen Anforderungen an ein Nahrungsmittel entspricht. Die Italiener nehmen geriebenen Käse auch zu Suppen und geriebenen Käse kann man auch als Zutat zu gebratenen Kartoffeln, gelochten Reis und andere mehlsaltigen Speisen verwenden. Scharf präparierte Käse, sehr fette Käse, welche durch die bereits in Säulen übergegangenen Eiweißstoffe mancherlei Reize in den Magen bringen, sind weniger empfehlenswert und verlangen einen sehr guten Magen.

Physikaliches.

Das Licht im Dienste der Menschheit von G. Leimbach. (Wissenschaft und Bildung, Nr. 114; Verlag Quelle u. Meyer, Leipzig; Preis geb. 1,25 M.). Das vorliegende Bündchen verdient durchaus, aus der Hochflut der physikalischen Popularisationsversuche besonders hervorgehoben zu werden. Nicht nur die äußeren Vorzüge der Darstellung, wie präzise und klare Ausdrucksweise, durchsichtige Stoffanordnung, gute Zeichnungen, machen das Werkchen für die Arbeiterkreise besonders geeignet. Vor allem in der Betonung der Wechselwirkung zwischen Lehrfächern der Theorie und Errungenschaften der Praxis liegt der Hauptwert des Büchleins.

Im ersten Kapitel werden die Grundgesetze des Lichts auseinandergesetzt und so das elementare theoretische Rüstzeug geschaffen. Dann kommt der Verfasser zunächst auf verschiedene Arten der Lichterzeugung und dann auf chemische Wirkungen des Lichtes und ihre Anwendungen zu sprechen. Man lernt da die Geschichte der Haus- und Straßenbeleuchtung kennen, man verfolgt die Entwicklung der Beleuchtungstechnik bis in die Gegenwart hinein, man bekommt Einblicke in die Werkstatt des Photographen, des Elektrotechnikers, ja sogar des Mediziners.

Wie bei dem knappen Raume nicht anders möglich ist, wird vieles bloß andeutungsweise behandelt. Aber der Verfasser weiß das Untergeordnete vom Wesentlichen zu scheiden und erreicht durchaus sein Ziel, das Licht im Dienste der Menschheit zu schildern. Niemand wird diese gelungene Darstellung einer der wichtigsten Seiten der materiellen Kultur ohne reichen Genuß und Anregung lesen. Das äußere Gewand des Werkchens ist, wie wir es bei dieser Sammlung gewöhnt sind, gebiegen und schmeid. B. Z.